

Arnold Schwarzenegger

Erste Hauptrolle seit zehn Jahren

Die Frage nach dem Alt-Werden trifft Arnold Schwarzenegger kein bisschen. Wie sehr die Knochen denn beim Dreh zu seinem neuen Action-Streifen „The Last Stand“ geknackt hätten, will eine Journalistin von ihm wissen. Da lacht der Hollywood-Star nur und antwortet dann ganz gelassen: „Ich bin immer noch in Form.“ Der Bodybuilder, Schauspieler und Politiker ist gestern nach Köln gekommen, um Werbung für „The Last Stand“ zu machen. Das Hollywood-Debüt des koreanischen Regisseurs Kim Jee-Woon (ab 31. Januar in Deutschland zu sehen) ist Schwarzeneggers Comeback auf die Kino-Leinwand: Nach zehn Jahren spielt er zum ersten Mal wieder die Hauptrolle in einem Action-Streifen – dabei ist der ehemalige Gouverneur von Kalifornien schon 65 Jahre alt. Mit ruhiger Stimme erklärte er, dass er jeden Tag anderthalb bis zwei Stunden trainiere. „Man muss immer vorbereitet zum Set kommen und zu jeder Zeit die Action-Szenen machen können – nicht nur einmal, sondern zehnmal, zwanzigmal“, sagt er. *dpa*

Oberhausen

Christo füllt Gasometer mit Kunst

Der Gasometer in Oberhausen beherbergt nach 14 Jahren wieder ein Kunstwerk von Christo. Nach „The Wall“ aus farbigen, übereinandergestapelten Ölfässern wird in diesem Jahr im Gasometer aus speziell gefertigtem Stoff die zeitweilig größte freitragende Skulptur, das „Big Air Package“ (großes Luftpaket), der Welt entstehen, wie der Gasometer am Montag in Oberhausen angekündigt. Die sieben Stoffrollen für 20 350 Quadratmeter Gewebefläche sind gemeinsam mit den benötigten vierhundert Kilometern Seil am Montag in Oberhausen eingetroffen. Vom 16. März bis 30. Dezember wird die per Gebläse aufgerichtete Skulptur im Gasometer zu besichtigen sein. Im aufgeblasenen Zustand erreiche der Stoffballon bei einem Gewicht von 5,3 Tonnen eine Höhe von 90 Metern, einen Durchmesser von 50 Metern und ein Volumen von 177.000 Kubikmetern, hieß es. *epd*

Bauhaus-Archiv

Wowereit will Erweiterung

Berlins Regierender Bürgermeister und Kultursenator Klaus Wowereit (SPD) hat sich zu einer Erweiterung des Bauhaus-Archivs bekannt. Es stehe außer Frage, dass das seit zehn Jahren drängende Projekt realisiert werden müsse, sagte er am Montag bei einer Sitzung des parlamentarischen Kulturausschusses in der Einrichtung. Allerdings werde die Bereitstellung der dafür nötigen Mittel von insgesamt vierzig Millionen Euro nicht einfach werden, sagte er mit Blick auf die Haushaltslage. Zuvor hatte die Direktorin des Archivs, Annemarie Jaeggi, für eine Entscheidung geworben. Das Archiv sei bereits bei seiner Eröffnung 1979 zu klein gewesen. *dapd*

Größte Ruinenstadt der Welt

Ausstellung Das Berliner Museum für Islamische Kunst zeigt kostbare Altertümer aus der irakischen Weltkulturerbe-Metropole Samarra. Von Elke Linda Buchholz

Die einstmals größte Stadt der islamischen Welt schrumpft im Berliner Museum für Islamische Kunst auf einen einzigen Raum zusammen. Gut ein halbes Dutzend Vitrinen, dazu großflächige Stuckreliefs, historische Grabungsfotografien und eine drei Meter hohe Landkarte des antiken Stadtreals am Tigris, das muss reichen für „Samarra – Zentrum der Welt“. Mehr Platz ist nicht für die nördlich von Bagdad 836 als neue Residenz der Abbasidenkalifen aus dem Boden gestampfte Metropole. „Oder wollen Sie die Umayyaden rausschmeißen?“ fragt Kuratorin Julia Gonnella sarkastisch mit Blick auf die nebenan präsentierten Elfenbeinschnitzereien der Vorgängerdynastie.

Dringend braucht der Rundgang durch die islamischen Kulturen vom 7. Jahrhundert bis 19. Jahrhundert mehr Platz, zumal der Publikumsansturm sich in den letzten drei Jahren verdoppelt hat. Viele der jährlich 700 000 Besucher sind Einheimische mit Migrationshintergrund, die hier ihre eigenen kulturellen Wurzeln suchen, wie Museumsdirektor Stefan Weber berichtet. Sein Museum steht aufgrund seiner traditionellen kunsthistorischen Präsentation der Bestände auch in der Kritik. Neue Vermittlungsformen und Fragestellungen müssen erprobt werden. Auch dazu ist die Samarra-Ausstellung da. Denn 2019 soll in dem dann sanierten Nordflügel des Pergamonmuseums die dreifache Fläche für die islamische Kunst zur Verfügung stehen.

Als der erste Direktor der Sammlung, Friedrich Sarre mit dem jungen Archäologen Ernst Herzfeld 1907 ins Tigris-Gebiet aufbrach, um das Terrain für eigene Grabungen zu sondieren, war die islamische Abteilung in Berlin gerade erst gegründet worden. Noch nie zuvor hatten Wissenschaftler die Frühphase des Islam mit der Schaufel erkundet, stets waren die Archäologen den spektakulären, älteren, vorislamischen Zivilisationen auf der Spur, wie in Babylon oder Olympia. In Samarra entdeckte das Berliner Forscherduo ein nahezu jungfräuliches Areal von über 50 Kilometern Länge, unter dessen Erde sich eine gewaltige Stadtanlage mit ausgedehnten Palästen, Moscheen, Polo-Spielfeldern und Reitanlagen verbarg. Unberührt lag das Gebiet seit dem Jahr 892, als die Abbasidenkalifen ihre Residenz in Richtung Bagdad verließen. Nur sechzig Jahre lang hatte die von Kalif al-Mu'tasim, dem Sohn des legendären Harun al-Raschid, gegründete Stadt Bestand. Sie hieß „Surra Man Ra'a“ – „Erfreut, wer sie sieht“.

Scherben und Fragmente vermitteln einen Abganz der verschwenderischen Prachtentfaltung, mit der sich die Kalifen finanziell selbst ruinierten. Knallbunte Millefioriglasplättchen brachten, in die Wände eingelassen, die Räume zum Glitzern. Auf nur handtellergroßen Malereifragmenten lächeln hoheitsvoll Gesichter, über deren Identität man nichts weiß. Keramikbruchstücke dokumentieren den globalen



Das Foto aus dem Jahr 1911 zeigt Besucher vor der Großen Moschee in Samarra (oben). Nur sechzig Jahre hatte die Stadt Bestand. Reste wie eine Fliese (unten) oder ein Räuhergefäß in Vogelform (Mitte) zeigen die Prachtentfaltung der Kalifen. Fotos: Museum für Islamische Kunst

Welthandel im Jahrhundert Karls des Großen: Hunderte Scherben chinesischen Importporzellans wurden in Samarra gefunden. Das feine weiße Fernost-Geschirr anmerte die einheimischen Kunsthandwerker zu Imitaten.

Als sie auf die Idee kamen, ihre Keramik mit einem leuchtenden Blautönen zu bemalen, war die berühmte Blau-Weiß-Keramik erfunden, die ihrerseits in China Schule machte. Die charakteristischste Erfindung der Kunst von Samarra sind die Stuckreliefs. Auf historischen Grabungsfotos posieren die Archäologen vor ganzen Wänden mit Stuckornamenten.

Aber interessiert das die verschiedenen Besuchergruppen des islamischen Museums wirklich? Drei Jahre lang haben Forscher der Berliner TU Menschen unterschiedlicher Herkunft in einem „Museums-Diwan“ ins Gespräch gebracht. Die Leute fragen nach Sinn und Funktion, nach dem religiösen und gesellschaftlichen Kontext der Exponate. Per Videostation kommen in der Samarra-Ausstellung nun echte Menschen zu Wort, ziehen Alltag und aktuelle Wirklichkeit in die Präsentation ein. Ein multinationales Ehepaar erzählt auf seinem Berliner Sofa von persönlichen Reiseerlebnissen in Samarra, der Geburtsstadt des

Mannes. Als junge Leute picknickten sie in den antiken Ruinen und erklimmen schwindelnd die Spitze des berühmten Spiralminaretts der Großen Moschee.

Das gewaltige Bauwerk schraubt sich wie eine Schnecke in den Himmel, bildet schon vor Jahrhunderten europäische Künstler zu Visionen des Turmbaus zu Babel an. Heute gehört es zum Unesco-Weltkulturerbe. Wie gerne würde das interviewte Ehepaar noch einmal dorthin zurückkehren! Doch der Irak ist vermintes Terrain. Auch die Kuratorin war, wie sie gesteht, selbst nicht vor Ort. So bleibt Samarra ein Sehnsuchtsort.

Um zu zeigen, wie es jetzt dort aussieht, wurde ein Filmemacher aus Bagdad nach Samarra geschickt. Wie in einem Militärcamp sei die Atmosphäre, gibt er zu Protokoll. Er filmte spielende Kinder, durfte aber die Wiederaufbauarbeiten an einem schiitischen Pilgerziel nicht dokumentieren. Die 1905 errichtete goldene Kuppel des Al-Askari-Schreins wurde vor sechs Jahren auf Aufständischen gesprengt. Die militärischen Auseinandersetzungen haben auch die archäologischen Stätten in Mitleidenschaft gezogen. Zu Saddam Husseins Zeiten war noch gegraben und rekonstruiert worden. Bislang ist an eine Fortführung der von dem Berliner Ernst Herzfeld vor 101 Jahren begonnenen Grabung nicht zu denken.

Bis 26. Mai, Museum für islamische Kunst, Berlin. Fr bis Mi 10 bis 18 Uhr, Do bis 20 Uhr

Notenbank

Johann Sebastian Bach

Sonaten und Partiten

Was für ein Bekenntnis: „fassungs- und oft auch ratlos“, schreibt Isabelle Faust, stehe sie oftmals Johann Sebastian Bachs Sonaten und Partiten für Violine solo gegenüber. Und das nach jahrzehntelanger intensiver Beschäftigung mit diesem sechsteiligen Zyklus, dessen zweite Hälfte sie jetzt auf CD vorgelegt hat: die Sonaten in g-Moll und a-Moll sowie die Partita in h-Moll.

Und wie schon 2010, nähert sich die Geigerin ihrer Aufgabe mit äußerster Präzision und Konzentration. Da ist jede Phrasierung wohlüberlegt, jede dynamische Nuance genau dosiert, jeder architektonische Bogen gewissenhaft bedacht. Doch Isabelle Faust verbindet ihr breites akademisches Fundament mit großer Spielfreude. So ist am Ende eine Gesamteinspielung von Bachs Solowerk herausgekommen, wie sie keine Vergleiche zu scheuen braucht. Als „eine Momentaufnahme“ bezeichnet Isabelle Faust ihre beiden Bach-CDs. Eine Momentaufnahme? Es wird wahrscheinlich lange dauern, ehe uns wieder solche Momente aus dem Bach'schen Kosmos beschert werden. *hwe*



Johann Sebastian Bach: Sonaten und Partiten BWV 1001-1003 Harmonia Mundi

Da geht die Post ab

Sängerporträt Die frankokanadische Altistin Marie-Nicole Lemieux singt Arien des 18. Jahrhunderts. Von Jürgen Hartmann

Echte Altstimmen gibt es kaum noch – womöglich gibt es physiologische Gründe dafür, oder das Streben nach vokaler Schlantheit und glockenhafter Brillanz hat den Trend zum oft neutral klingenden Mezzosopran übermäßig verstärkt. Aus dem Reservat der bedrohten tiefen Frauenstimmen tönen aber doch einige kraftvolle Organe in den internationalen Musikbetrieben herüber – so weiß die Französin Nathalie Stutzmann dem Liedrepertoire ungewohnte Facetten zu entlocken, und die Frankokanadierin Marie-Nicole Lemieux zeigt nun mit einem neuen Soloalbum, dass koloraturbewehrte hohe Lagen und eine satte, wirklich nach Alt klingende Tiefe sich nicht ausschließen.

Historisch informiert begleitet von ihren Landsleuten im Kammerorchester Les Violons du Roy mit Bernard Labadie am Pult, durchquert die Sängerin das 18. Jahrhundert mit Arien von Graun, Gluck, Haydn und Mozart. Mit einer gro-



M.-N. Lemieux Foto: Rouvve

ßen Szene aus Carl Friedrich Grauns „Montezuma“ liefert Lemieux eine veritable Entdeckung, aus dem gängigen Repertoire bietet sie Mozarts „Voi che sapete“ und die Klage des Titelhelden aus Glucks „Orfeo“.

Die Verwandlungskraft der Sängerin ist enorm, ebenso ihre Bereitschaft, sich auf die kleinen Dramen einzulassen, die sich in den elf Arien entfalten. Dass Lemieux gerade als Mozarts Cherubino unsere Ohren so überrascht, liegt wohl wirklich an der Entwöhnung von echten Altstimmen. Eigentlich könnte es öfter so klingen. Einen reizvollen Vergleich für Stuttgarter Opernfreunde bietet Lemieux' Interpretation einer Arie aus Glucks „Iphigenie“ – da geht richtig die Post ab.



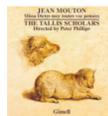
Gluck, Haydn, Mozart, Graun: Opernarien Naïve (Vertrieb: Indigo)

Jean Mouton

Glasperlenspiel

Peter Philips und sein Eliteensemble der Tallis Scholars entreifen mit Jean Mouton einen Vertreter der frankoflämischen Renaissance-Polyfonie der Vergessenheit, dessen hier eingespielte Werke – eine Messe sowie fünf Motetten – sich durchaus mit denen des ungleich berühmteren Zeitgenossen Josquin messen können. Im Unterschied zu Josquin prunkt Mouton nicht mit seiner Beherrschung aller nur erdenklichen kontrapunktischen Techniken, sondern versteckt diese Kunstfertigkeit hinter der Schönheit eines Stils, der alle Kontraste einer gleichmäßigen, weich dahinfließenden Melodik unterordnet. Dennoch wirkt die Ruhe dieses elegant-geistreichen Glasperlenspiels in der Wiedergabe durch die Tallis Scholars geradezu spannend.

Man weiß nicht, was man hier mehr bewundern soll, die stimmliche Perfektion oder die Ausgewogenheit des homogenen Klangs. Hinreißend das „Agnus Dei“ der Messe für drei Bässe, eine Perle die Motette „Nesciens mater“ mit ihrem achtstimmigen Quadrupelkanon. Vokalmusik in solcher Vollendung hört man nur selten! *usc*



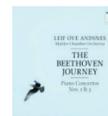
Jean Mouton: Missa Dices moy toutes voz pensées Gimell (Vertrieb: Codaex)

Ludwig van Beethoven

Klavierkonzerte

Für Beethoven hat sich Leif Ove Andnes Zeit gelassen. Erst jetzt, mit Anfang vierzig, wagt er sich an die Klavierkonzerte. Natürlich ist der Plattenmarkt gesättigt, braucht es da eine weitere Beethoven-Einspielung? Ja, wenn sie so genial ist wie diese. Andnes hat sich für das erste und dritte Konzert als Solist und Dirigent in Personalunion mit dem Mahler Chamber Orchestra (MCO) zusammengetan. Das gepaart mit der reduzierten Besetzung und der Agilität des MCO führt zu einem kammermusikalisch verdichteten, detailverliebten Spiel.

Im ersten Satz des c-Moll-Konzerts wird der Streicherapparat auf solistisches Spiel reduziert, und nun hört man so den Pianisten nicht mehr als tastendonnernden Virtuosen, sondern als Partner, der musikalische Ideen aufgreift und weiter spinnt. Dann wieder entfachen alle Beteiligten ein leidenschaftliches Spiel, etwa im Rondo-Finale des C-Dur-Konzerts, bei dem deutlich wird, dass in dieser Interpretation jede Note ihre individuelle Bedeutung hat, die sich zu einem extrem klugen und überwältigenden Ganzen fügen. *dip*



Ludwig van Beethoven: Klavierkonzerte Nr. 1 und 3 Sony Classical

Behaglich plätschert der Rhein

Konzert Die Stuttgarter Philharmoniker spielen Schumann und Mozart. Von Markus Dippold

Ein Vorwurf gegen den klassischen Konzertbetrieb zielt auf die immergleiche Abfolge der Programme: Ouvertüre, Solokonzert, romantische Sinfonie. Entscheidender als diese formale Kritik ist aber die Frage, wie man den damit kombinierten, eng gesteckten Werkkanon aufführt. Denn, wenn sich mit dem Altbekannten das durchschnittliche Musizieren paart, dann ist der Langeweile Tür und Tor geöffnet. Leider tendierte das jüngste Konzert der Stuttgarter Philharmoniker stark in diese Richtung. Im gut besuchten Beethovensaal startete das Orchester mit der Ouvertüre zu Mozarts „Zauberflöte“. Ein Repertoireklassiker, den die Philharmoniker genau so spielten, solide mit guten Tempi und sattem Klang, allerdings ohne darin etwas Besonderes zu finden. Weder wurde der sakrale Bezug betont noch die turbulente Volksatmosphäre.

Da zeigte sich auch schnell, dass die Art Toshiyuki Kamiokas, mit viel Körpereinsatz zu dirigieren, wenig effektiv ist. Dabei müsste der Japaner genau der richtige für diese Theatermusik sein. Nach einer typischen Kapellmeisterkarriere im deutschen Opernbetrieb ist Kamioka derzeit Generalmusikdirektor am Saarländischen Staatstheater. Ein Garant für Präzision, vor allem im Streicherapparat, war das auch beim anschließenden Klavierkonzert Es-Dur KV 271 von Wolfgang Amadeus Mozart nicht. Teilweise plätscherte das arg belanglos dahin, was auch an den mäßigen Tempi in den ersten beiden Sätzen lag. Da geriet auch eine Grande Dame wie Lilya Zilberstein an ihre Grenzen. Vor allem der Mittelsatz war immer wieder in den Phrasierungen bedroht. Und auch für den Kopfsatz hätte man sich eine flüssigere Musizierhaltung gewünscht. Natürlich ist Zilberstein eine technisch makellose Pianistin, die die typisch mozartschen Läufe und Figurationen präzise abspult. Über schönes Spiel kam das aber oft nicht hinaus, zumal die reduzierte Philharmoniker-Besetzung eher unterspannt agierte.

Das immerhin änderte sich in der zweiten Hälfte mit Robert Schumanns dritter Sinfonie, der sogenannten „Rheinischen“. Toshiyuki Kamioka setzte dabei auf einen dichten, satten Tonfall, der für die pathetischen Momente durchaus angebracht war. Insbesondere der „Feierlich“ überschriebene vierte Satz mit seiner sakralen Aura und den prominent eingesetzten Posaunen hinterließ bleibenden Eindruck. Dafür zeigte sich in den rascheren Ecksätzen ein altbekanntes Schumann-Problem. Dessen dichte, in den Mittelstimmen gesättigte Instrumentierung verlangt nach Transparenz und einer klugen Stafflung des Klangbildes. Nur dann hat man als Hörer eine Chance, das motivische Geflecht nachzuvollziehen. Den Philharmonikern gelang genau das nur ansatzweise. Dennoch gab es am Ende viel Beifall für die Musiker und den emsig rackernden Dirigenten.